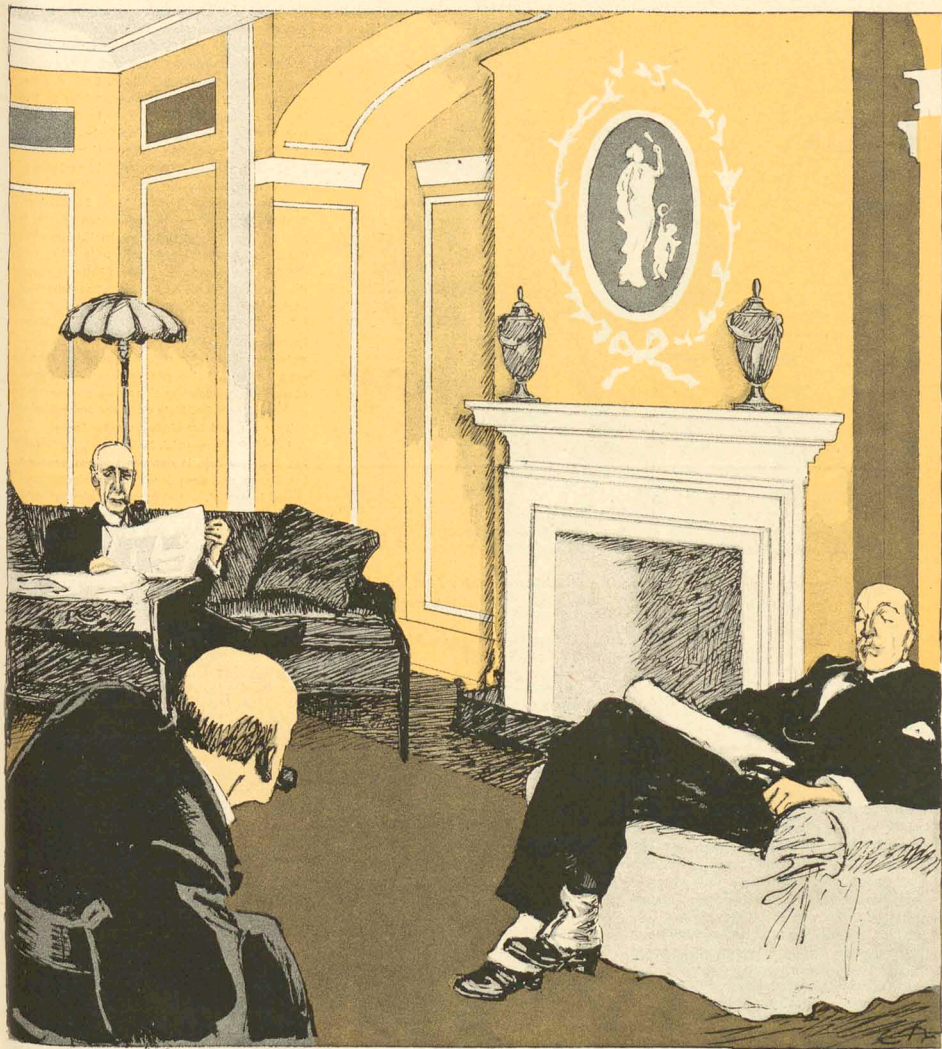


SIMPLICISSIMUS

VERLAG KNORR & HIRTH G.M.B.H., MÜNCHEN

Britische Sorgen

(Eduard Thöny)



„Sir William Beveridge hat ausgerechnet, daß es in zweihundert Jahren nur noch fünf Millionen Briten geben werde.“ — „Aoh — und die ärztliche Wissenschaft weiß kein Mittel dagegen?“ — „Nein. Es wird uns schon nichts anderes übrig bleiben, als zur Naturheilmethode zurückzukehren.“



„Im Prospekt stand, das Zimmer habe eine schöne Aussicht. Jetzt steh' ich hier schon 'ne halbe Stunde, und noch niemand hat mich bemerkt!“

Ganz schlicht: Der Geburtstag

Daß man einen Geburtstag hat, dafür kann man nichts, dafür sind wirklich andere verantwortlich. Der Geburtstag gehört zu den wenigen Dingen im Leben, für die man nicht haftbar gemacht werden kann. Vermutlich wird er deshalb allgemein gefeiert. Das erste Mal werden sogar Anzeigen verschickt, daß „uns heute ein kleiner Liebling...“ später fällt das fort, und wenn einer erst mal so gegen die Vierzig kommt, teilt niemand mit, daß der kleine Liebling inzwischen zum Manne gereift ist, überreif geworden ist. Von der Frau ganz zu schweigen. Die muß schon so gegen Hundert sein und „unsere älteste Mitbürgerin“ und

„in voller Frische“, dann tritt der Geburtstag ein, sogar mit Notiz im Lokalen. Der Ring von unserem kleinen Liebling schließt sich wieder. In den ersten Jahren gibt es Kindergesellschaften zum Geburtstag. Da muß man sich überlegen, wer seine Freunde sind, also diejenigen, die würdig sind, mit einem Schokolade und Kuchen zu teilen. Ha, man wüßte schon, zum Beispiel den Maxl, der so herrlich auf den Fingern pfeifen kann, und den Josef, der jede Fensterscheibe mit Sicherheit auf eine Entfernung von 30 Meter zu erledigen versteht. Feine Kerle, sage ich euch. Merkwürdigerweise haben die Eltern für diese weniger Interesse, sie sehen als unsere Freunde lieber die Kinder einflußreicher Männer. Ich will da nicht ins Einzelne gehen, sie verstehen mich schon, es handelt sich ja schließlich um unsere Zukunft. Sonderbarerweise — so wenigstens spricht meine Erfahrung — haben einflußreiche Männer selten Söhne, die einwandfrei auf den Fingern pfeifen können,

und deren Treffsicherheit auf Fensterscheiben fehlerfrei ist. Das mag inzwischen besser geworden sein, schließlich schreitet die Menschheit ja fort. Aber warum in alten Geburtstagen wühlen? Lassen wir das! Ich weiß vom Sohne eines Ministerialdirektors, der als Schriftsteller endete, und doch wurden auch bei ihm die ersten Geburtstage feierlich begangen und das erste Zähnchen und der erste Schultag und die erste Hochzeit.

Das Datum des Geburtstages wird in vielen Listen und Kästen und Ämtern aufbewahrt, Bismarck hat einmal gesagt, in Preußen brauche man nur dafür zu sorgen, daß man geboren werde, von da ab sorge die Behörde für einen. Bismarck ist längst gestorben, aber die Behörden sind unsterblich. Wie könnten sie auch für uns sorgen, wenn sie unser Geburtsdatum nicht hätten. Doch das hat eigentlich nichts mit der Geburtstagsfeier zu tun. In reiferen Jahren teilen einem die Leute mit, daß man sich eigentlich gar nicht verändert habe. Die Schlauberger, sie hoffen, daß man sich gelegentlich ihres Geburtstages mit der gleichen Behauptung revanchieren werde. Das tun wir auch, obwohl es offensichtlich ist, daß der Medizinalrat Streibühler gewisse Veränderungen durchgemacht hat seit der Zeit, da er im Kinderwagen durch den Stadtpark gefahren wurde. Aber tatsächlich: das gewinnende Lächeln hatte er schon damals. Übrigens ist es ja naturwissenschaftlich nachgewiesen, daß der Mensch im Ablauf seiner Lebenszeit mehrmals vollkommen seinen Bestand ändert und nicht ein Teilchen vom alten mehr übrig bleibt. Über die Änderung der Gesinnung bestehen keine ganz genauen Statistiken, obwohl häufig auch hier eine restlose Umsetzung nachzuweisen wäre. Mein Gott, der Mensch lernt halt nie aus, und aus Kindern werden Leute.

Auf die Zeit, da man sich fast gar nicht verändert hat, folgt die Zeit, in der man sich gut gehalten hat. Frauen sind dann „noch immer reizvoll“ und „noch immer eine statliche Erscheinung“ und „noch immer gut aussehend“. Merken Sie, daß das Wörtchen „noch“ hier eine unangenehme Rolle spielt, eine ausdehnende Funktion hat, einen etwas schäbigen Hinweis auf Vergangenes.

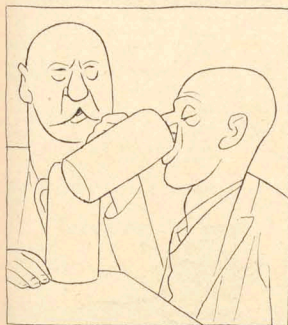
Nein, ich verlasse dieses Gebiet. Auch Leute, die über dreißig Jahre alt sind, lesen den „Simplicissimus“, und man soll über Anwesende nur Gutes sagen. Also: Gnädige Frau, Sie sehen heute wieder fabelhaft aus, strahlend in Jugendfrische, verführerisch wie vor... Jahren (die Anzahl der Jahre kann von den Leserinnen nach Gutdünken ausgefüllt werden. Nichtpassendes ist zu durchstreichen.) Der alte Römer Cicero hat ein Buch über das Greisenalter geschrieben, in dem er sich gar nicht genug tun konnte, in den höchsten Tönen über die Vorteile der reiferen Jahre zu sprechen. Wenn ich mich recht erinnere, hat dieser Schriftsteller das Buch nicht in seinen Kinderjahren verfaßt. Der Gute saß eben im Gaiashaos oder der Kluge wußte, daß er einmal darin sitzen würde, und deshalb wollte er wohl nicht mit Steinen schmeißen.

Ich habe die Geschichte von Cicero neulich der Hilde erzählt, als sie etwas über Dreißig wurde und anläßlich dieses Tages das Gefäß hatte, sie würde älter. Ich hatte großen Erfolg. Die Hilde kann jetzt gar nicht mehr abwarten, ins Greisenalter zu kommen, weil man da alles so schön erkennt und zur Staatskunst sogar besonders geeignet ist, wie der olle Römer das so lichtvoll ausgeführt hat.

Foitzick

Gestrige Herren bei heurigem Starkbier

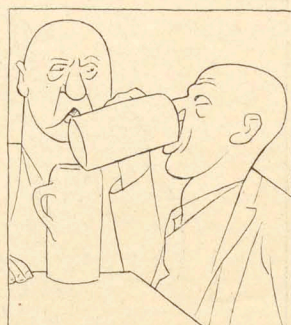
(Karl Arnold)



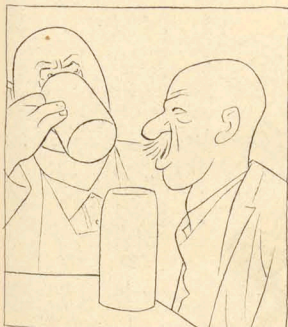
„Früher hat 's so was net geb'n!"



„Sag' i aa allwei, früher war dös anderst."



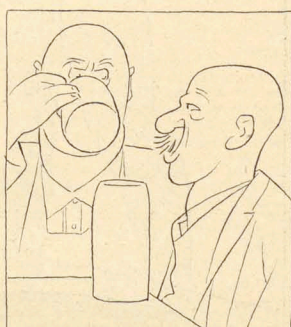
„I vasteh' d'Leut' nimma!"



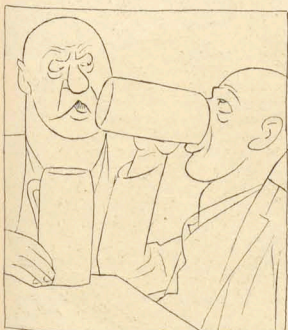
„I sag' s aa, wer vasteh' denn heint no d'Leut'?"



„Früher war dös aber scho ganz anderst."



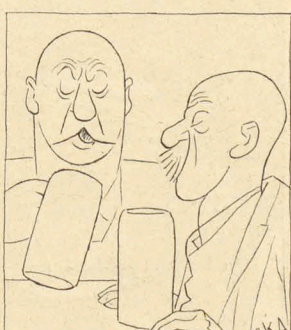
„I sag' s wia's is, es war net aso, früher!"



„Aso war's früher scho gar net, dös steht fest!"



„Ja, wos is denn dös? Jetzt is da Kruag scho wiede austrunka!"



„Vafluachta Saustall! Aso wos hat's früher do wirkli net geb'n!"

Die Hydra der Verleumdung

(Wilhelm Schulz)



„Sanfte Maulkörbe? Wo denken Sie hin, Herr Blum! Mit dem Biest werden Sie nur fertig, wenn Sie's behandeln wie ich seinerzeit die Lernäische Schlange!“

Nur einmal ruhen dürfen,
von Grund gestillt,
und ohne Hast die Stunde schlürfen,
die süßern aus der Brunnensthe quillt!

Wie? Oder bleibt es mir verfaßt,
solange suchend noch die Augen rollen,
solange noch die Ohren lauschen wollen,
solang's noch in mir tagt und fragt?

Komm, Abend, komm!
Entbinde mich von Schall und Schwall der Worte,
verhäng' das Fenster, schließ' die Pforte
und mach' mich fromm!

Vorschläge zur Beseitigung der Theaterkrise

Von Achille Campanile

Die Krise des italienischen Theaters löst mir keine Ruhe. Tag und Nacht denke ich über dieses Problem nach und suche Erleuchtung in den Werken unserer Großen, die sich mit ihm beschäftigt haben. Wenn ich dann, todmüde, mein geplagtes Haupt auf die Brust fallen lasse und einschlafe, erscheint mir im Traum Thalia in Person, streckt mir die Arme entgegen und fleht mich mit klingender Stimme an: „Erlöse mich, erlöse mich!“ Davon wache ich immer schweißgebadet auf und beginne von neuem mein Gehirn zu zermartern, um die schwere Aufgabe zu lösen.

Unter den tausend Möglichkeiten, die mir im Kopf herumspuken und mir geeignet scheinen, die Geschichte des Theaters zu heben, gibt es eine, auf die ich die Aufmerksamkeit des geneigten Lesers lenken möchte. Es ist nichts Besonderes, aber es könnte so etwas wie das El des Kolumbus sein. Es wäre z. B. eine Theatergesellschaft zu gründen, die über so große Geldmittel verfügt, daß sie zwei vollständige Truppen unterhalten könnte: eine für die Proben, die andere für die Aufführungen.

Die Vorteile dieses Systems sind mehrere:

1. könnte man jeden Tag probieren, ohne die Truppe zu ermüden, die für das Publikum zu spielen hat,
 2. könnte man im Bedarfsfall ein Stück hinter den Kulissen probieren, während auf der Bühne dasselbe Stück vor dem Publikum gespielt wird, woraus sich eine ungeheure Zeitersparnis ergäbe,
 3. die Schauspieler der Truppe für die Proben wären nicht gezwungen, spät zu Bett zu gehen, sie könnten also mit den Proben sehr, sehr früh anfangen, mit nicht zu leugnendem Nutzen für das Zusammenspiel,
 4. die andere Truppe hingegen, die sich dem Publikum zeigt, wäre somit nicht gezwungen, früh aufzustehen, um zur Probe zu eilen, weshalb die Abendvorstellungen bis weit über Mitternacht ausgedehnt werden könnten und man Dramen von zehn und mehr Akten geben könnte. Für diejenigen, die etwas für ihr Geld haben wollen!
- Ein weiterer Grund, der die Leute dem Theater fernhält, soll der hohe Preis der Eintrittskarten sein. Auch dagegen glaube ich, ein wirksames Mittel gefunden zu haben: man ermäßige den Preis auf die Hälfte!

„Aber dann“, wendet man ein, „könnten wir nicht einmal die Unkosten decken!“

Einen Augenblick. Man verkauft dann einfach die Karten zweimal!

Ich will das an folgendem Beispiel erklären: Ein Theater hat z. B. fünfhundert Plätze. Anstatt fünf-

hundert Plätze zu je M. 10.— zu verkaufen, verkauft man tausend Karten zu je M. 5.—, d. h. man verkauft zwei Karten pro Platz. Jeder Platz wird an zwei Zuschauer verkauft, aber der Stärkere wird auf diese Weise den Platz ganz für sich haben, für den er nur den halben Preis bezahlt hat.

Denn es wäre ja gelacht, wenn man in einer Stadt nicht eine Anzahl Leute finden sollte, die bereit wären, sich um M. 5.— zu prügeln! „Gut“, wird man einwenden, „aber selbst angenommen, daß man hundert Kerle findet, die zu allem bereit sind, so wird man nur hundert Karten verkauft haben! Und was ist mit den anderen neunhundert?“

Auch daran habe ich gedacht. Außer den hundert Personen, die bereit sind, sich untereinander um den Platz zu prügeln, wird es auch die Friedfertigen geben, die, wie keine Unannehmlichkeiten zu haben, beide Anteilkarten desselben Platzes kaufen. Diese Leute werden — schlecht gerechnet — mindestens doppelt so viele sein, d. h. zweihundert, die also zusammen vierhundert Karten kaufen würden; und somit wären schon fünfhundert Karten an den Mann gebracht.

Es bleiben die restlichen fünfhundert. Glauben Sie, daß ein Theater, wo einige Zuschauer um den eigenen Platz, der von anderen schon besetzt wurde, kämpfen müssen, keine Sehenswürdigkeit für die Fremden sein wird? Wenigstens hundert weitere Menschen werden zweihundert Karten kaufen, um in Ruhe der Prügelei der anderen Zuschauer beiwohnen zu können. Ein solches Theater wäre in kürzester Zeit berühmt und die Reisenden aus den fernsten Ländern würden ihm zuströmen.

Es bleiben immer noch dreihundert Karten unterzubringen. Da rechne ich nur etwa mit hundertfünfzig Angeboten, pro Abend, die je zwei Karten für das Theater kaufen würden, „wo man den Platz mit den Fäusten erwirbt“, um hinterher erzählen zu können, daß sie der Aufführung beiwohnten, nachdem sie den Käufer der anderen Kartenhälfte k.o. geschlagen hätten...

Somit hätte man bei Herabsetzung des Preises auf die Hälfte die Einnahmen eines ausverkauften Hauses bei normalen Preisen erreicht, man hätte ein volles Theater, in der richtigen Anzahl der Plätze, und außerdem im Zuschauerraum eine angeregte, feurige, kämpferische Stimmung.

Ein weiterer — lange nicht so guter — Vorschlag meines Freundes Chiarastella mag aus Gründen der Billigkeit ebenfalls hier Erwähnung finden. „Ich stamme“, erzählte er mir, „von einer Insel, auf der das Problem der Theaterkrise gelöst ist. Man hatte dort nämlich die Beobachtung gemacht, daß es Menschen gibt, die alles dransetzen, um ins Theater zu kommen ohne Eintritt zu bezahlen. Auf diesen niedrigen menschlichen Instinkt bauend, hat man dort den Eintritt ins Theater für alle Welt freigegeben. Nur wer nach der Vorstellung wieder hinausgelangen will, muß gleichsam eine Austrittskarte lösen. Es gibt viele, die, um keine Karte zahlen zu müssen, lieber darauf verzichten, ins Theater zu gehen. Aber ich

möchte diejenigen sehen, die nur, um ja Geld zu sparen, auch darauf verzichten, wieder nach Hause zu gehen! Denn, meine Herren, es ist zwar sehr schmerzlich, nicht ins Theater gehen zu können, aber noch viel schmerzlicher ist es, sich nicht wieder daraus entfernen zu können.

Kurz, auf jener Insel muß man eine Karte lösen, um wieder ins Freie zu gelangen. Selbstverständlich kostet dort die Karte mehr, wenn man vor Schluß der Vorstellung sich entfernen will: das Dreifache nach dem ersten, das Doppelte nach dem zweiten und das Normale nach dem dritten Akt. An Regentagen gibt es starke Ermäßigungen. Als mir die Sache erklärt wurde, konnte ich einige Zweifel nicht unterdrücken: ich gestattete mir zu äußern, daß man, um eine Krise zu lösen, eine andere heraufbeschwor, nämlich die der leeren Straßen: ich wette — dachte ich und sagte es laut — daß viele, um nur keine Karte zahlen zu müssen, sich im Theater einsperren lassen. Aber auch dafür war vorgesorgt: die Theaterunternehmer geben Unsummen dafür aus, nicht, wie bisher, für die Ausstattung der Vorstellungen, sondern für die Verschönerung der Stadt, um die Leute zu veranlassen, aus dem Theater zu gehen. Im Theater, das mit Gratiszuschauern dicht gedrängt ist, spielt man ein Stück (nicht allzu gut und nicht allzu gutes; denn sonst hätte alle Welt den Schluß abgewartet), inzwischen schmückt der Unternehmer die Stadt mit Lampions und Girlanden. In den Zwischenakten läßt er dann im Foyer große Plakate mit folgendem Text anbringen: „Sensation in der Via X. Y. Herrliches fünfstöckige Palais mit kanariengelber Fassade! Lateinische Inschriften am Hauptportal! Tannen- und Rosengirlanden! Illumination! Riesenspektakel! Das müssen Sie gesehen haben! Austrittspreis M. 5.—.“ Wie gesagt: aus Gründen der Kuriosität führe ich auch diesen Vorschlag an. Aber meine sind besser! Videant Consules —!

Autorisierte Übersetzung aus dem Italienischen von A. L. Erné

Die große Täuschung

Der Göttinger Professor der Mathematik Abraham Gotthelf Kästner war bekannt durch seine bissigen Bemerkungen.

Einmal begegnete er seinem hochbetagten Leipziger Lehrer für Französisch. Der kam gerade von seiner ersten Reise nach Paris zurück, die er in seiner Leistung eines ihm befreundeten Theologen nun doch noch nicht unternehmen hatte.

Kaum hatte er seinen ehemaligen Schüler begrüßt, als er, ganz außer sich, begann: „Denk euch nur, mein lieber Kästner, nun habe ich jahrzehntlang unschuldigen jungen Menschen Französisch beigebracht, und wie ich jetzt nach Paris komme, muß ich feststellen, daß die Sprache, die ich gelehrt habe, überhaupt kein Französisch war!“ Kästner aber antwortete lächelnd:

„Tröstet euch, mein Lieber, das ist nicht so schlimm, bedenkt!“ — und hier wandte er sich dem Theologen zu — „wie vielen Theologen mag das ähnlich ergehen, wenn sie in den Himmel kommen!“



Der zwanzigjährige Sohn der Rechnungsratswitwe Knobloch hat es in der eben dichtkunst schon zu einigen Erfolgen gebracht. Er wird sogar zu festlichen Veranstaltungen in seiner Vaterstadt mit der Bitte eingeladen, dabei einiges aus seinen neuesten Werken vorzutragen. Wieder einmal ist eine Vorlesung mit viel Beifall beendet worden und eine bekante Dame sagt zu Frau Knobloch: „Eigentlich sind Sie um einen solch talentierten Sohn zu beneiden.“

„Ja“, meint Frau Knobloch, „das mag schon sein, aber“, setzt sie seufzend hinzu, „viel Sorgen macht mir der Junge trotzdem mit seinen O-Benen. Stellen Sie sich vor, wenn er einmal in seiner Vaterstadt ein Denkmal erhalten sollte, was dann?“

Berta, die Köchin, saß bedrückt in der Küche und schneuzte sich ein wenig zu gerüschvoll. Der Mechaniker, mit dem sie seit den letzten Reparaturarbeiten an der Heizanlage durch zarte Bande verbunden war, ließ sich immer seltener blicken und wurde zusehends reservierter. Das tat Berta weh, „Anfangs“, schluchzte sie, „war ich für ihn ein Menü mit vier Gängen, dann nur noch einfache bürgerliche Nahrung“, und heute hat er mir bereits die Rolle der Nachspeise zugewiesen.“

Der Michlbauer ist gestorben. Der Michlbauer war aber ein gottloser Mensch. Er hat dauernd mit dem Pfarrer auf Kriegsfuß gestanden, weil er nie in die Kirche gegangen ist, weil er immer so gotterbärmlich geflücht hat und weil er beim Pöcher drunten des öfteren betrunken war. Auch im Sterbebett hat er den Beistand des Pfarrers energisch zurückgewiesen. — So hat also auch seine Leich- ohne den Pfarrer stattgefunden. Für die Leichenrede opferte sich der Posthalter als bester Freund vom Michlbauern. Die Rede war folgende:

„Mir is' wirklich hart okomma, meine Iiab'n Trauer-gäst', daß i dö Leichenred' halt'n muuß. Da Michlbauer is mel bester Freund g'wesen. Ich sog och weh, Iiabe Leut', Iiabe tat i mein schwarzen Ochsen clachlog'n als wis an Michlbauern ein-grob'n! Er ruhe in Frieden! Der Leichentrunk, Manna, wird bei mir abgott'n, dafür hat da Michi no auf se'im Totenbett g'sorg't.“

In der Privatbeleidigungsklage der Frau Gumbis gegen Frau Schwanhofer bemüht sich der Richter vergeblich um einen Vergleich. Er macht noch einen letzten Versuch bei der Klägerin und meint: „Frau Gumbis, ich würde mich nicht beleidigt fühlen, wenn mich zum Beispiel jemand, so wie es Frau Schwanhofer Ihnen gegenüber getan hat, einen Schwammerling nennen würde; denn meiner Meinung nach ist ein Schwammerling doch gar nicht so etwas Unrechtes.“

„Jo“, erliefert sich Frau Gumbis, „dös kommt d'rauf an, zu wem dös g'sagt wird; wenn mi d'rauf Schwanhofer an Schwammerling g'hoßen hat, dann hat's w'iß an gittig'n gmoant!“

Dem Leiter einer chirurgischen Abteilung, Professor X., mangelte es infolge beruflicher Überlastung an Damenbekanntschaft; er suchte deshalb auf dem nicht mehr ungewöhnlichen Weg über die Zeitung eine passende Lebensgefährtin und erbat unter der üblichen Zusicherung „strengster Verschwiegenheit“ Lebenslauf und Bild. Unter den zahlreichen Zuschriften befand sich auch eine ziemlich umfangreiche Sendung. Sie enthielt außer einer Photographie noch Röntgenbilder der einzelnen Körperteile der betreffenden Dame. Professor X. sah ihr, trotz des sinnigen Eingehens auf seinen Beruf, höflich abgeschriben haben.

Alma hat einen Arzt geheiratet; sie besucht öfters ihre Freundin, deren Mann Direktor ist. Das letzte Mal kam sie eben dazu, wie die Freundin behaglich aus einer Pralinenachtel futterte, die ihr der Herr Gemahl mitgebracht hatte, um einen vorausgegangenen kleinen Stuß endgültig aus der Welt zu schaffen. Alma sah es mit Neid, „Ich würde nie mehr einen Arzt heiraten“, seufzte sie.



„Wenn du dich aufgeregt hast, bringt dir dein Mann stets was Nettos zur Versöhnung; aber meiner verordnet mir immer bloß Beruhigungsmittel.“

Münchener Illustriertes

ortbild in Wort und Bild
jeden Donnerstag mit

20
M

„Welt-Detektiv“ Wie die Gangster in Chicago,

Auskauf, Detektal Preis, Berlin W 4, Tauentzienstr. 5. Tel. Bavaria 5235 u. 5256, das zuverlässige Institut für Ermittlungen — Beobachtungen — Aufschlüsse über Ihre Person, Ihre Verhältnisse, Vermögens, Gesundheits-, Lebensführung usw. überall. 21 Jahre Erfahrung, höchste Preise, tausende Tausende Anerkennungen!

so trauen in Ihrem Mund unglückliche Batterien ihr schlagendes Ungeheiß. Die amerikanische Regierung hat ein Heer von berzoportierten Detektiven, die G-Men, gegen die Gangster mobilisiert. Und was tun Sie gegen die fremde Mjör Gmshelst? Sie haben es bequem und billig: morgens und abends Chlorobent — dann bleiben Sie Gieger über die Batterienfeinde, und Ighne weiße Zähne erhalten Sie nebenbei.

Männer über 40

- verlang b. vorzellig. Schwäche
- unseren Prospekt Probepackg. für Männer RM 1.75, für Frauen RM 2.—, groß. Packg. RM 5.20 und 5.80 in Marken Treco, bei Nachnahme Spesen extra.
- Fr. S. Schleiher, Hüllingen-Stuttgart-503

Hafreiter's
Kräutertee
gem
Rtropf
H. Bajedow
Tea zum Trinken
und Unmüdigkeit
fördernd. 40 Jahre
Bek. Sie folgten
Stehle Hafreiter
Gastina
bei München

Was im Simpi witzt und blitzt
Lange im Gedächtnis sitzt.
Und wer Witze kolportiert.
Auch manch Angebot probiert.

Umsonst!

erhalt Sie Probe über hagen, Ad. u. P. Müller, Adlg. 694 Adlg. u. Sava-Versand Berlin-Stagitz 42, Post. 20

Insertiert im „Simplicissimus“

DAS BEHAAGLICHE HEIM

INNEN-DEKORATION

Alteste und führende Zeitschrift auf dem Gebiet der neuzeitlichen und künstlerischen Raumausstattung

48. Jahrg. / Herausg. Hofrat Dr. A. Koch

Die
INNEN-DEKORATION

bringt in ihren monatlich erscheinenden Heften reichhaltiges Anschauungsmaterial und viele Anregungen für die geschmackvolle Gestaltung und Einrichtung des behaglichen Heims. Die Strebungen der führenden Architekten auf dem Gebiet der Wohnkultur finden hier ihren sichtbaren Niederschlag. Bezugspreis: vierteljährlich RM. 6.40 / Einzelheft RM. 2.80 postfrei.

VERLAGSANSTALT
ALEXANDER KOCH G. M. B. H., STUTTGART-O 77

um seine Frau über den schrecklichen Irrtum aufzuklären. Doch er war kaum einige Schritte gegangen, als man sie ihm entgegenführte.

Der Zug fuhr, weil es sich glücklicherweise herausstellte, daß dem aus dem Zuge gefallenen Mann nichts passiert war, bald weiter. Wortlos begann der Alte, sich um seine Gattin zu bemühen, die star und käsig auf der Bank saß. Endlich redete sie!

„Du“, sagte sie matt, „du...“

„Ich habe geraucht, Schätzchen“, antwortete er, „du weißt doch, wie sehr ich es entbehre. Ich habe auf dem Abort nebenan geraucht.“

„Du“, sagte sie wieder. Ich hoffte auf die zärtlichste Vergeltung und war gerührt.

„So sprich doch!“ bat er.

„Du roher, du ganz roher Mensch!“ vollendete sie. Hier war sie wieder zu sich gekommen und blickte ihn böse an. Er aber, kleinlaut und verlegen, zog Pfeife und Päckchen aus der Rocktasche und steckte beides verstoßen in das Säckchen. Draußen flog die Nacht schwarz vorbei...

Mädchenhammer / Von Georg von der Vring

Später Wind, der von den Hügeln
Märzgeruch herüberträgt,
Hat mit dem Geschwirr von Flügeln
Mir das Nachtgewand bewegt.

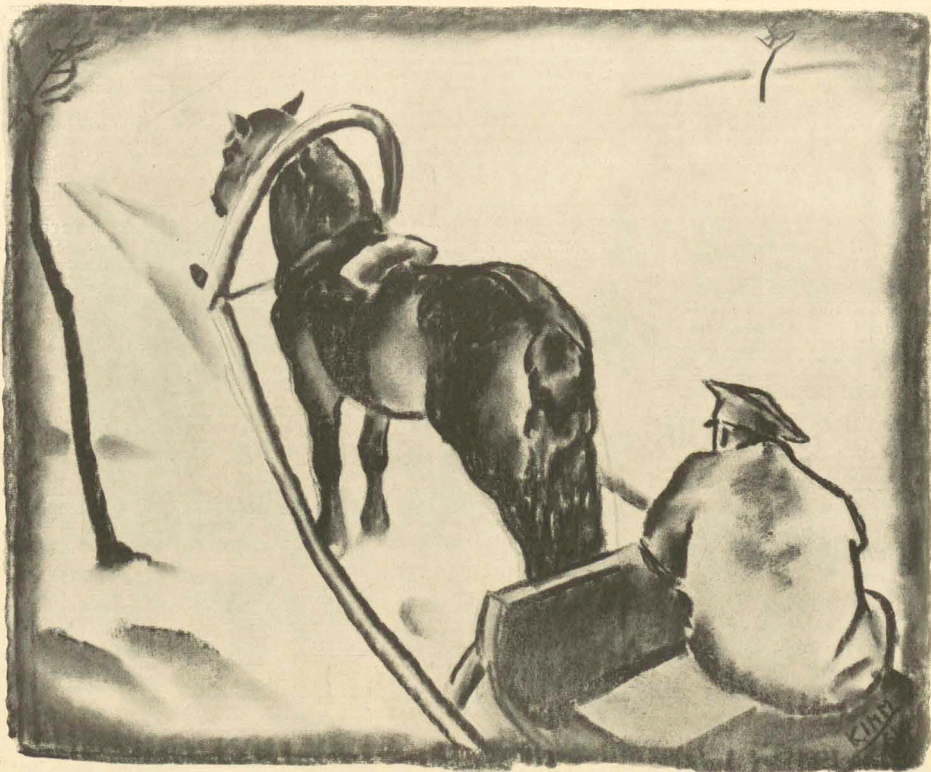
Wende dich an fremde Schläfen,
Dreißer Geist, der mich umhauht;
Wenn wir uns im Hellen träfen,
Sähst du mich in Rot getaucht!

Wie die Bienen nach den Mohnen,
Wie der Pfau zur grauen Frau,
Kommst du, mir das Herz bewohnen;
Was du willst, ich weiß genau . . .

Liebe kann ich keinem spenden,
Der den Treppengang verschmäht
Und mit unbedeckten Lenden
Durch verwahrte Fenster weht!

Das Land der Knute

(F. Kimm)



„Wenn erst der Bolschewismus in Europa Fuß gefaßt hat, sagen sie, dann geht es den anderen Völkern auch so gut wie uns. Arme Völker!“

Die Erholungsreise

(K. Helligstädt)



„Meiden Sie alle Aufregungen auf Ihrer Reise . . .“ — „Unbesorgt, Doktor, ich reise mit meinem Mann!“

Der Nasenformer / Von Irmgard Kern

Dies ist eine Geschichte von der weiblichen Eitelkeit, wie sie sich manchmal schon, ungemein heftig und in den seltsamsten Formen und Vorstellungen, im kindlichen Alter zu äußern vermag. Wir waren in Quarta, der Durchschnitt der Klasse war zwölf Jahre alt. In jener Zeit der Gegenstände und der sprunghaften Entwicklung versuchte ich mein Heil mit — einem Nasenformer. In irgendeinem uns noch verbotenen Roman hatte ich von der „adligen Nase der Gesellschaftsdame“ gelesen. Eine „adlige Nase“? Die war schmal, machte einen kleinen Knick, konnte „die Nasen blähen wie ein edles Pferd“, eine adlige Nase hatte einen Nasenrücken, scharf wie ein Messer, keine Ausbuchtungen, vor allem keine — so nannten wir es damals — „Knubbel“. Ich sah in den Spiegel, betrachtete meine Nase von rechts und links. Das Ergebnis ließ sich zusammenfassen in dem einen Wort: Scheußlich. Meine Nase war mitnichten „adlig“! Sie war zu lang, sie war zu dick, vor allem konnte man eben ihr vorderes Ende „knubbelig“ nennen.

Mein Spieglein übertrug sich, wie das in diesem Alter natürlich ist, auf fast alle meine Freundinnen. Gemeinsam studierten wir nun die Nasen unserer Umgebung, bis wir zuletzt jedes Zucken, jeden Winkel und jeden Nasenanatz unserer Mitschülerinnen und vor allem der Lehrer und Lehrerinnen kannten.

„Meinst du, daß man eine Nase eigentlich ändern kann?“ fragte ich meine Freundin Ursula und kam auf verwegene Gedanken, „Andern? Ja,

Mensch“, rief Ursula, „na klar! Mit 'nem Nasenformer!“ „Nasenformer?“ fragte ich mißtraulich. Ich hatte nie etwas davon gehört. Ursula ließ sich um so lieber auf Erklärungen ein, als sie auf diesem Gebiete sehr genau Bescheid wußte und mir überlegen war. Nasenformer trug man des nachts, erfuhr ich staunend: in ein Gestell, vielleicht aus Metall, vielleicht mit Gummi, sperrte man seine Nase ein. „Das mach' mal vier Wochen jeden Abend“, rief Ursula aus, „Mensch, und deine Nase ist dann ganz dünn!“ Versenken kam ich zu Hause an. Aus einem Fach im Schreibtisch meines Vaters holte ich alte illustrierte Zeitschriften — da wären die Annoncen drin, hatte mir Ursula noch verraten. Richtig, ich fand sie, Preisangaben waren auch dabei. Es stellte sich aber sofort heraus, daß ich bei der Höhe meines Taschengeldes etwa anderthalb Jahre hätte sparen müssen, um einen solchen Apparat zu erwerben. Das ging nicht; es mußte schneller gehandelt werden!

Zuletzt kam mir eine Idee. Ich ließ mir eine der riesigen, schwarzen Haarnadeln geben, die unsere Köchin in ihrem Zimmer für „Erstätze!“ aufbewahrte.

Als der Abend gekommen war, machte ich mich ans Werk. Feierlich, beim Schein der Nachtlampe, im Nachthemd auf der Bettkante sitzend, schob ich meine Nase zwischen die beiden starken Drahtschenkel der Haarnadel, so daß sie mir fast die Luft abklemmte. Ich werde eben durch den Mund atmen müssen“, sagte ich mir, „für Schönheit

muß man auch leiden können.“ Die oberen, offenen Enden der Nadel, die wie zwei Pfeile vor meinen Augen standen, band ich nun vorsichtig und viele Male mit einem dünnen Bindfaden immer enger zusammen, bis meine arme Nase wie in einer Klammer saß. Dann legte ich mich zufrieden hin und wollte schlafen. Ich muß sagen, daß es ziemlich weh tat. Schließlich ich mir nahe daran, Licht zu machen und den „Apparat“ eigener Konstruktion aus meinem geschundenen Gesicht zu entfernen. Aber der Wille, das Ideals wegen auszuhalten, und die Vorstellung, daß ich nun ab morgen von Tag zu Tag „schöner“ werden würde, zwangen mich, alle Schmerzen heldisch zu ertragen. Zuletzt schlief ich, fast unter Tränen, ein.

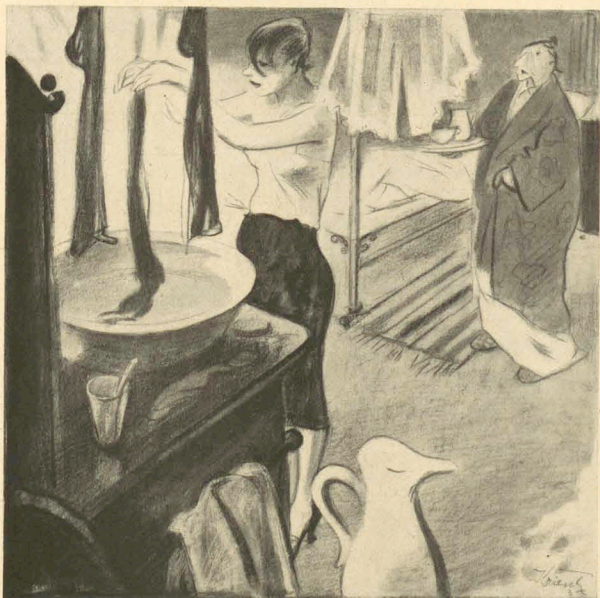
Der Erfolg entsprach nicht ganz meinen Erwartungen. Früh am Morgen, noch ehe es hell war, wurde ich wieder wach, die Nase schmerzte fürchterlich, ich konnte sie kaum anrühren. Unter wilden Sprüngen, so weh tat der Vorbau in meinem Gesicht, wenn ich nur leicht daran rührte — schnitt ich mit einer Schere die Umwicklungen des Drahtgestells auf. Dann nahm ich die Haarnadel ab, die ganz verbogen war. Und es kamen mir die ersten grundlegenden Schmerzen. Es konnte nicht gut sein, wenn man solche Schmerzen erleiden mußte, um schön zu werden! Die „adlige Nase“ konnte unmöglich um einen solchen Preis erkauft werden! Wo der Himmel, wie die meine nun überhaupt aussah! Als ich die Hand darauf legte, spürte ich sie kaum, alles war ein Schmerz.

Ich drehte das Licht an, zögernd ging ich zum Spiegel, und was ich sah, übertraf meineschlimmsten Befürchtungen. Rot und rund geschwollen stand meine sonst doch gar nicht so üble Nase in meinem Gesicht. Es blieb nichts anderes übrig, als, allen unseren Klassengesetzen entgegen, zu „plärrern“; die Enttäuschung, aber auch die Schmerzen waren zu groß! Bis zum Frühstück kühlte ich meine unglückliche Nase mit Wasser, stücknete zwischendurch meine Tränen, so daß sie an ihrem so verbreiterten Rande herabließen, und konnte doch nicht verhindern, daß ich am Kaffeetisch Gegenstand eines schallenden Gelächters des Vaters und der besorgten und störenden Fragen meiner Mutter wurde. Für immer vom Wahn der „adligen Nase“ geholt, merkte ich dann zur Schule gehen: statt eines kleinen nun zwei große Knubbel auf meiner Nase. Sie war schön rosa gefärbt, dazwischen eine blaurote Kerbe, die jeweils die Kraft der starken Haarnadel hinterlassen hatte. Ursula, die mich auf dem Schwere trug, schwieg zunächst taktvoll. Dann aber, kurz vor dem Eingang, riet sie mir, doch lieber zu schwänzen. Selbst ein Tadel, wenn es herauskommen sollte, mußte weniger schlimm sein als die staunenden Fragen und Ausrufe der Mitschüler und Lehrer.

Ich folgte ihrem Rat und trieb mich den ganzen Vormittag zwischen Weinen und Lachen, mit meiner geschwollenen Nase in der Nähe der Schule herum. Erst als ich gegen Mittag mein Frühstücksbrot ab und mir dabei einfiel, daß ich nun die französische Klassenarbeit versäumt hatte und dank meiner Kraft, für Ideale zu leiden, unbedeutend in die Sonne saß, fingen Trost und ein neues Leben an.

Verdächtige Anzeichen

R. Kriesch



„Ich hab' gedacht, Sie sind ein solides Mädchen, dabei waschen Sie täglich Ihre Strümpf!“

Verwart

Sobald auch nur die ersten Gräserlein sprießen, geht Oberstudienrat Nüblein, ein leidenschaftlicher Botaniker, wöchentlich mindestens eine Stunde mit seinen Tertiären in die freie Natur. Wieder einmal ist die Zeit da. Die Jungen führen sich in der frischen Frühlingluft viel ungemehmer als im Schulzimmer und machen allerlei Unsinn. Oberstudienrat Nüblein merkt mit Mißvergügen, daß man seinen Erklärungen nicht die notwendige Aufmerksamkeit entgegenbringt. Er fühlt sich deshalb zu der Drohung veranlaßt: „Ab Ostern kommen wir zur Befruchtung. Die Burschen, die jetzt nicht aufpassen, werden es natürlich dann einmal schwer haben, mitzukommen!“

VERLAG UND DRUCK: KNORR & HIRTH G.m.b.H., MÜNCHEN

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Hermann Seyboth, München. Verantwortlicher Anzeigenleiter: Gustav Scheerer, München. Der *Simplicissimus* erscheint wöchentlich einmal. Bestellungen, nebsten alle Buchhandlungen, Zeitungsgeschäfte und Postämtern entgegen. Bezugspreis: Einmaliger: 10 Pfennig. Abonnement: im Vierteljahr RM. 5.10. Anzeigenpreise nach Preisliste Nr. 4, gültig ab 1. 10. 1936. D.A. IV. VJ. 36 20174. Auflage dieser Nummer 20 000. Unverlangte Einsendungen werden nur zurückgesandt, wenn Porto beiliegt. Nachdruck verboten. — Anschritt für Schriftleitung und Verlag: München, Sendlinger Str. 10, Tennhof. — Anschritt für den Vertrieb: München 9700, Erlangungsort München. Für Herausgabe und Redaktion in Österreich verantwortlich Dr. Emerich Morawa, Wien I, Wollzeile 11.

VORFRÜHLING

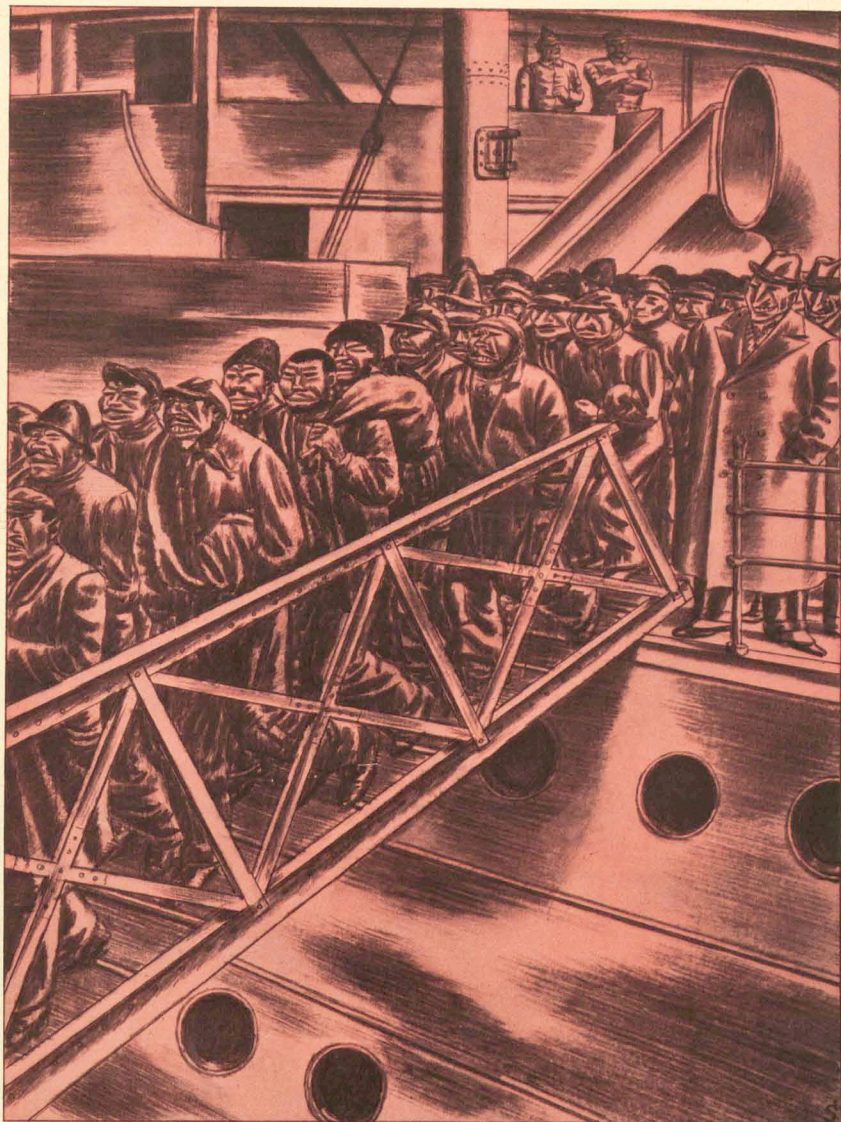


OLAF GULBRANSEN 17

„MVASST SCHO DU ZU MIR HERGEHN —
J KIMM DA NET NAUF“.

K o m i n t e r n

(Erich Schilling)



„Die Nationen haben selbstverständlich kein Recht, Hilfstruppen nach Spanien zu schicken, aber die Internationale wird sich erlauben, weiterzuliefern!“